



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In te Domine speravi ... Auf dich, o Herr, hoffe ich!

In te Domine speravi . . .

Auf dich, o Herr, hoffe ich!

Von Schw. M. Elisabeth.

Unzweifelhaft hat in der Geschichte eines jeden Menschenlebens die allweise Vorsehung Gottes ihre Hand im Spiele und leitet und lenkt alles zum Besten jedes Einzelnen, obwohl der Mensch in seiner Blindheit und Kurzsichtigkeit gern eine andere Richtung einschlagen möchte, die er für viel klüger und zweckmäßiger hält. Doch, o Tiefe der Weisheit Gottes, wie unerforschlich sind Deine Wege! Nichts sagende Umstände, unscheinbare Ereignisse, winzige Gegenstände benützt der Herrgott, der große Liebhaber der oft so ränkesüchtigen Menschenkinder, um eine Seele, die ihn lieben möchte und sich seiner Obfolge anvertraut, dem Sumpf des Alltags zu entreißen und sie näher an sich zu ziehen. Möge folgende kleine Erzählung uns obige Wahrheit näher beleuchten und zu größerem Vertrauen auf Gottes liebevolle Fürsorge anspornen.

Antonette, das Kind gut protestantischer Eltern, wurde natürlich auch in diesem Glauben erzogen und vor allem, was nur in etwa an das Katholische erinnerte, abhold gemacht. Acht volle Jahre besuchte sie die ihrer Konfession entsprechende Schule. Immer brav und fleißig, wurde sie der Liebling ihrer Lehrer und somit auch der Stolz ihrer Eltern, während ihre älteste Schwester durch ihr Betragen ihnen manche trübe Stunde bereitete.

Nach Beendigung der Oberklasse oder Standard 6, wie es nach englischem System heißt, bat Antonette ihre Eltern um die Erlaubnis, ihr Studium fortsetzen zu dürfen; sie hegte nämlich den Wunsch, Lehrerin zu werden. Ihr Ziel, das ihr vor-schwebte, ist ideal zu nennen: — „Ich sehe noch so viele Kinder, die nicht lesen und schreiben können und vor allem nichts vom lieben Gott wissen.“ — Doch nun war guter Rat teuer. Wohin sollen wir unser Kind schicken, daß es unverdorben bleibt?, fragten sich die besorgten Eltern. Wohl war ein andersgläubiges Seminar in nicht sehr weiter Ferne, aber die Erziehung, das wußten die Eltern, ließ dort viel zu wünschen übrig, und die meisten kommen von dort schlechter nach Hause als sie hinkamen.

Da wußte Antonette Rat. „Liebe Eltern, laßt mich nach Mariannahill gehen, ein Nachbarskind, Mirjam mit Namen, geht auch, sie sagt, wir wären dort bei Schwestern und gut versorgt.“

„Aber, Kind, das sind ja Katholiken“, erwiderten die Eltern.

„Das macht nichts,“ sagte Mirjam, „es werden viele Nicht-

katholiken aufgenommen; wir brauchen nicht katholisch zu werden, und übrigens lasse ich mich nicht betören."

Durch diese letzten mit Nachdruck gesprochenen Worte hatte Antonette ihre Eltern umzustimmen gewußt, und ehe sie es selber glaubte, war sie schon auf der Bahn nach Mariannhill. Bei den Schwarzen geht ja alles im Handumdrehen.

Antonette bat nun um Aufnahme ins Seminar. Zu ihrer Betrübnis stellte sich jedoch heraus, daß sie noch keine 16 Jahre zählte, und somit war eine Aufnahme laut einer Bestimmung von der Regierung nicht erlaubt. Entweder mußte sie noch ein Jahr warten oder den Standard 7 besuchen, den wir eine Vorschule fürs Seminar nennen können, denn alle, die Standard 6 mit weniger als 50 % passiert haben, müssen diese Klasse absolvieren oder abdrücken, falls sie Aufnahme ins Seminar erhalten wollen. Antonette entschloß sich, letzteres zu tun, um nur ja hier bleiben zu können, denn sie hatte in den wenigen Tagen die neue Umgebung schon ganz lieb gewonnen, was unzweifelhaft eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung war.

Brav, bescheiden, fleißig, zu jedem Liebesdienst bereit, wurde sie bald der Liebling aller Lehrschwestern; besonders aufmerksam wurde sie auf unsere Religionslehrerin, die von ihr bezeugte: „Dieses Kind hängt mir förmlich an den Lippen, um auch nicht ein einziges Wort zu verlieren. Ihre Augen strahlen, wenn ich vom lieben Heiland spreche.“ Antonette schien eine reine Seele bewahrt zu haben, weshalb sie auch ein so großes Verständnis für Religion zeigte. So war es denn nicht zu verwundern, daß nach und nach in ihr der Gedanke aufstauete: „Ich möchte auch katholisch sein.“ Gott Dank, wußte sie nichts, ahnte auch nichts von all den Kämpfen, die ihrer warteten. Aber der erwachte Wunsch, katholisch zu sein, wurde immer stärker, so daß sogar die Gesundheit darunter zu leiden schien.

Im September desselben Jahres war Antonette Augenzeuge von dem Glück und der Freude einer Reihe von Täuflingen und Erstkommunikanten. Sie schaute, weinte, lächelte, weinte wieder und seufzte: „Wäre ich doch auch so glücklich, den lieben Heiland aufzunehmen.“

Habe Geduld, liebe Seele, noch steht bei dir alles im Tagesanbruch; ein so teures Gut kann nur durch Opfer und Schwierigkeiten erkaufte werden. Doch sei guten Mutes, der gute Heiland ist dir nah!

Seit einigen Wochen war Antonette wie verändert; das sonst muntere und lebhaftere Kind war träumerisch, geistesabwesend, sie erschien so abgehärmt, und ihr Gesichtchen wurde so mager. Ihr ganzes Verhalten war mir unerklärlich. Eines Tages, als ich in der Klasse noch einiges zu besorgen hatte, kam Antonette so ganz verstohlen und gedrückt wieder

zur Thür herein. Auf meine Frage: „Nun, Antonette, was möchtest Du denn?“, sagte sie mit bebenden Lippen: „Schwester, darf ich Dich mal etwas fragen?“

Auf meine bejahende Antwort gestand sie: „Schwester, ich habe zweimal im Traum das weiße Brot gesehen, das ihr hier in der Kirche habt, und da sah ich auch den lieben Heiland, wie er mir zunickte und sagte: ‚Komm, mein Kind.‘ Nun, ich bin doch Protestantin, wie kann ich das Brot empfangen? Ich darf ja nicht katholisch werden, meine Eltern werden mir das nie erlauben.“

Dicke Tränen entquollen ihren Augen, als sie sich ausgesprochen hatte. So gut wie möglich suchte ich sie zu trösten, versprach, für sie zu beten und setzte hinzu: „Sei wieder fröhlich und heiter, und wenn der liebe Heiland wieder ruft, dann sagst Du: ‚Hier bin ich, tu mit mir, wie es dir gut scheint; aber du mußt auch helfen, alle Schwierigkeiten zu überwinden.‘“

Wiederum verging eine Zeit und die Ferien kamen, welche Antonette, wie früher, bei ihren Eltern zubrachte. Ganz erfreut über das gute Zeugnis ihres Kindes gewährten die Eltern, besonders die Mutter, ihr manchen Wunsch. Eine scheinbar günstige Gelegenheit benützend, offenbarte Antonette ihren Herzenswunsch. Doch ihrer Bitte wurde mit Schimpfen und Poltern geantwortet; ja, es wurde ihr sogar verboten, auch nur den Namen Amaroma, so heißen hier die Katholiken, zu nennen, und ihr Vater setzte drohend hinzu: „Übrigens gehst Du nicht mehr zu dem Institute, wo man Dir so etwas vorschwächt.“

Die Ferien neigten sich dem Ende zu, und der Vater hatte mit seiner Drohung Ernst gemacht. Antonette war bestimmt, zur protestantischen Anstalt zu gehen; wahrscheinlich hatte er alles geregelt, denn bevor er fortging zur Arbeit — seine Beschäftigung erlaubte ihm nur alle 14 Tage heimzukommen —, gab er seiner Frau das notwendige Geld für die Reise und nahm Abschied mit dem Bemerkten: „Nie und nimmer gehst Du zu den Amaromas; ich hasse sie aus ganzer Seele.“

„Meine Wege sind nicht eure Wege“, sagt der Herr, und wer sich unter den Schutz Mariens stellt, kann auf Hilfe rechnen. Antonette betete oft das „Ave Maria“ und „Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf Dich; unbeflecktes Herz Mariä, sei meine Rettung“, das sie in der Schule gelernt hatte. Kann der liebe Gott einem solchen Gebete widerstehen? Unmöglich. — Hoffe, teure Seele, ja hoffe wider alle Hoffnung.

Antonettes Abschiedstag war gekommen; sie packte ihre kleine Habe — ein Neger hat ja nicht viel — und ging betrübten Herzens zur Station in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Ihre Mutter ging zum Schalter; bebenden Herzens

schaute ihre Tochter ihr zu. Ja, richtig, sie fragte um ein Billet zur Station, wo die protestantische Schule ist. „Mutter, Mutter, hilf auch mir, sieh, es fleht ein Kind zu dir!“

Gerade ist die Negerfrau im Begriff, dem Beamten das Geld zu reichen, als Antonette mit einem Blick sieht, daß es nicht reicht. Ganz erleichtert, ja freudig, sagte sie: „Mutter, Du hast zu wenig, es fehlen noch 2 Shilling und 6 Pens.“

„Was tun? Der Vater hat mir nicht mehr zurückgelassen.“ Antonette wußte Rat. Ohne ihre innere Freude merken zu lassen, näherte sie sich der Mutter und sagte: „Laß mich nach Mariannahill gehen, dann brauche ich nicht soviel für die Reise, und ich fühle mich dort so glücklich.“

Nun ist ja bekanntlich ein Mutterherz leicht zu erweichen. Nach einigen Bedenken sagte sie: „Kind, dann geh; ich weiß keinen andern Ausweg; ich werde es dem Vater schreiben, aber werde mir nicht katholisch.“ Glückstrahlend bestieg Antonette den Zug, voller Hoffnung, daß der liebe Gott ihr zum Ziele helfen werde.

Wiederum ist ein Jahr vergangen unter Seufzen, Tränen, Bitten und mutigem Ertragen aller Schimpfe und Schläge sowie sonstiger Unannehmlichkeiten. Mittlerweile hatte Antonette ihr erstes Examen bestanden und durfte an dem Unterricht der Kleinen sich beteiligen. Wiederum hatte sie den Eltern ihre Bitte vorgetragen, aber alles war vergebens. Ja, ihr Vater drohte ihr sogar, sie von sich zu stoßen, falls sie katholisch würde; nie mehr dürfe sie dann sein Haus betreten.

Doch all dieses konnte das brave, nach dem Guten strebende Mädchen nicht zurückhalten. „Ich bin bange, daß ich sterbe, bevor ich getauft bin und den lieben Heiland empfangen habe“, so sagte sie öfter. Um ihr nun die Nähe des lieben Heilandes zu verschaffen und Gelegenheit zu geben, sich noch weiter in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, versorgten wir ihr eine Stelle auf einer unserer Missionsstationen. Der hochw. Vater Missionar war sehr zufrieden mit ihr, denn sie war bescheiden und fleißig.

Endlich kam der heißersehnte Tag. Mit viel Sorgfalt und Mühe bereitete sie sich auf die heilige Taufe vor, und zu ihrer größten Freude durfte sie am hochheiligen Pfingstfest ihren lieben Heiland, nach dem sie sich so gesehnt, in ihr kindlichliebendes Herz aufnehmen, zwar verstoßen von ihren so sehr geliebten Eltern; aber sie wird ihnen eine stete Fürbitterin am Throne des Allerhöchsten sein.

„In te Domine speravi,
non confundar in aeternum!“